

(Nachdruck verboten.)

1)

Ein Tag.

Von M. Arzbaschew. Deutsch von Adolf Geß.

1.

... Vielleicht träumte Arsenjew gerade in dieser Nacht von einem hellen, sonnigen Morgen, von durchsichtigen vergebenden Schatten und Taupfropfen, die in ihrem kristallinen Glüd zitterten. Er hatte beständig solche Träume, weil seine Seele hell, schön, stets von hübschen Bildern und Gedanken wie von einer leisen, zarten Musik erfüllt war.

Seine Schwester weckte ihn, und Arsenjew, der noch nicht ganz wach war und ihr zartes Gesicht mit großen, dunklen Augen von den traumhaften, durchsichtigen Bildern, die ihn im Schlaf umgaben, noch nicht unterschied, lächelte ihr freudig zu. Aber die Schwester verließ das Zimmer sofort und sagte erst in der Tür mit merkwürdig vorsichtigem Ausdruck:

„Weißt Du, heute geschieht sicher etwas. . . Die Menschen gehen und kommen in einemfort. . . Steh auf, sieh mal nach.“

In Arsenjews Brust entstand ein unangenehmes, bedrückendes Gefühl. Das riesige, überwältigend große Werk, das er schon längst auf allen Seiten bemerkte und dessen tragische Größe und rohe Macht ihn quälte, trat ihm mit einem Male vor das Gedächtnis und ragte mit seiner gewaltigen Bedeutung über sein Leben hin.

In seiner Seele war kein Widerhall, sondern nur unruhiges Mitleid; er hätte sich am liebsten wieder hingelegt, den Kopf bedeckt und seine Träume weitergesponnen, die eine unübersteigbare Wand vor all den rohen, lärmenden, hartnäckigen, seinem vereinsamten Innern fremden Ereignissen errichteten.

Aber vor der Tür ertönte wieder die Stimme seiner Schwester:

„Einfach schrecklich! . . .“

Und Arsenjews Herz zuckte wie losgerissen und schlug weh und dumpf in ganz unverständlicher Unruhe. Er erwiderte nichts und stand auf.

Es war helles Wetter; in die Fenster blickte ein weißer, kalter Himmel. Es war, als wenn er das ganze Zimmer erfüllte: so kalt und weiß war es in ihm. Arsenjew trat zum Fenster und sah hinunter auf die Straße.

Zuerst war sie leer. Gegenüber standen hohe Häuser mit schwarzen blinden Fenstern; oben darüber wölbte sich der weiße, trübe Himmel und unten lag die festgestampfte, sonderbar ebene, weiße Erde. In dieser Straße herrschte überhaupt wenig Verkehr; gegenwärtig kam die Leere Arsenjew ganz besonders unheilverkündend vor. Im nächsten Augenblick bewegte sich um die Ecke eine einzelne menschliche Gestalt in schwarz, die von oben wie an den weißen Boden angeklebt erschien. Es war offenbar ein Arbeiter. Er ging, die Hände tief in die Taschen geschoben, mit hochgeklapptem Kragen, gemächlich seines Weges. Aus irgendeinem Grunde hatte Arsenjew das Gefühl, daß dieser Mensch ganz sicher zum Winterpalais ginge. Es erschien ihm einfach sonderbar, daß der Mann genau so wie gestern und vorgestern ohne Geschrei und ohne Gestikulationen, ohne sich umzusehen, zur Arbeit gehen könnte! . . .

Um die Ecke kamen mehr und mehr solcher Gestalten. Sie schritten zahlreicher, immer zahlreicher dahin und bedeckten plötzlich, als wenn sie ein Hindernis durchbrochen hätten, mit schwarzen, in den Augen flimmernden Flecken die weiße, ebene Straße; bewegten sich langsam, unweigerlich stets in derselben Richtung vorwärts. Das war tatsächlich ungewöhnlich und schrecklich.

Arsenjew trat vom Fenster fort.

Jetzt kam seine Schwester, mit dunklen Locken, im schwarzen Jackett und grauer Pelzmütze. Ihr Gesicht war ein ganz wenig rosa angehaucht, die Augen aber noch dunkler und tiefer als sonst.

„Ich gehe hin . . .“ sagte sie, ohne ihren Bruder anzusehen.

„Wohin?“ fragte Arsenjew erstaunt.

„Ach, da hin . . . Auf die Straße . . . Will sehen, was los ist . . . Ich kann hier nicht so sitzen.“

„Wie Du willst,“ erwiderte Arsenjew zerstreut mit leisem Achselzucken.

Ihm fielen all die unendlichen Auseinandersetzungen ein, die er mit ihr gehabt, und in denen er sich vergebens bemüht hatte, ihr klar zu machen, daß man mit roher Gewalt, ohne jede volkswirtschaftliche Bildung, einfach mit Schwert und Blut, die Menschen nicht glücklich machen könne. Die Dispute hierüber beeinträchtigten stets die zarten, hellen Gefühle des Bruders und der Schwester, und auch jetzt wollten beide sich nicht in die Augen sehen, um dort nicht stummen, unverföhnlichen Widerspruch wahrzunehmen.

Sascha ging fort. Eine Stunde berging und noch eine. Die Wohnung war leer und kalt. Arsenjews Schritte hallten in den öden Zimmern wider, und im Schlafzimmer schnitt die Uhr geheimnisvoll und strenge eine ganz besondere langsam verstreichende Zeit in ihre Teile. Arsenjew trank Tee, versuchte zu qualvolles Gefühl, das ihn ans Fenster drängte. Und jedesmal, wenn Arsenjew hintrat, sah er ein und dieselbe, durch ihr gleichmäßiges Vorwärtsdrängen ermüdende Bewegung, wie schwarze Flecke, bald einzeln, bald haufenweise, die weiße Straße in ihrer ganzen Breite bedeckend. Und wie ein wirres, schwarzes Netz, an eine Krähenfähr am weißen Himmel erinnernd, schritten die Menschen unweigerlich und unaufhaltsam dahin.

Weiße Kälte strömte ins Fenster, und die von ihr durchdrungenen Farben legten sich kalt, tot und durchsichtig auf die Türflügel. Arsenjew warf ärgerlich den Pinsel hin, trat zum Fenster und lehnte sich mit der Stirn gegen die eiskalten Scheiben.

„Alle gehen,“ dachte er. „Wohin? . . . In den Tod, Qualen einer schrecklichen Exekution entgegen . . . Mögen sie darin recht haben, daß sie unglücklich sind und essen wollen, aber ist wirklich das ganze Menschenleben und all die schreckliche, verzweifelte Geistesarbeit, die die Menschheit im Laufe vieler Jahrhunderte allmählich in die Höhe gebracht hat, nur dazu da, um jetzt für ein Stück Brot und Feuerholz alles beiseite zu werfen, damit wieder die Faust regiert! . . . Daß sie wirklich siegen — was ist denn das für ein Sieg? . . . Werden die Menschen davon etwa reiner und sanfter? . . .“

Die Straße war in diesem Augenblick wieder leer. Um so sonderbarer sah es aus, als plötzlich eine einzelne, zarte, geschmeidige weibliche Gestalt in der weißen Einsamkeit auftauchte.

„Wo ist Sascha?“ fragte sich Arsenjew, dessen Herz unruhig zitterte. Er ging in die Küche. Hier torkelte die Köchin wie eine Bäarin hin und her und rasselte mit den Töpfen.

„Weißt Du nicht, was auf der Straße los ist?“ fragte Arsenjew.

Die Köchin goß das Spülwasser in den Ausguß und antwortete:

„Es heißt, die Arbeiter stürmen das Winterpalais . . . Ueberall sind Menschen . . . Auf dem Newski soll geschossen werden . . . Von Soldaten.“

Arsenjew sah sie aufmerksam an und ging langsam in sein Zimmer zurück.

„Ach, das geschieht ja nicht,“ sagte er mit einer beruhigenden Handbewegung.

Aber von diesem Augenblick an konnte er nicht mehr in den dumpfen, öden Zimmern bleiben, wo ihn gestern einsame Gedankenarbeit erfreut und gewärmt, wo jetzt aber tödliche Leere herrschte, wo kaltes, weißes Licht durch die Fenster drang, und laut und deutlich schreckliche Töne erschallten. Arsenjew kleidete sich an und ging auf die Straße.

„Warum habe ich sie gehen lassen? . . . Ich hätte ihr abgeraten müssen,“ dachte er, die Stirn runzelnd.

Saschas liebes zartes Gesicht mit den großen Augen verschwand im Durcheinander der endlosen ungeheuren Stadt. Arsenjew wußte, daß er sie nicht finden würde. Dabei hatte er aber das Gefühl, daß ihm leichter und ruhiger würde, wenn er sich durch dieselben Straßen bewegte und dieselben Gefahren erlebte wie sie.

Als er fortging, hatte er kein bestimmtes Ziel; aber sobald die weiße Kälte und das helle Straßenlicht ihn um-

gaben, schlug sein Herz weh und hastig, und durch seinen Körper lief qualvoll hartnäckiges, seines Bittern. Er wollte es unterdrücken, in seine stille Einsamkeit zurückkehren, aber seine Füße bewegten sich mechanisch vorwärts und trugen ihn fort. Arsenjew glaubte noch nicht, daß er zum Winterpalais gehen würde; aber an dem Schmerz, der sein Inneres zusammenprekte, merkte er, daß er alles sehen würde.

Jetzt waren die Leute, die er vom Fenster aus wahrgenommen, schon vor und hinter ihm und auf allen Seiten. Sie schritten dahin, während Arsenjew sie mit stiller Neugierde musterte und etwas Besonderes an ihnen zu entdecken suchte. Tatsächlich lag auf allen Gesichtern ein und derselbe Ausdruck, der Arsenjew an etwas ganz Bestimmtes erinnerte. Noch gestern, schien ihm, gab es nicht zwei Leute, die gleichen Gesichtsausdruck hatten; jetzt zeigten aber all die Menschen ein und dieselbe sonderbare, unruhige, geheimnisvolle Physiognomie mit weit offenen, erregten, fragenden Augen. Aus der Tiefe all der runden schwarzen Pupillen blickte versteckte Unruhe.

Als Arsenjew um die Ecke bog, wußte er plötzlich, woran ihn dieser gemeinsame Gesichtsausdruck erinnerte: Genau so tief nachdenklich und fragend sah Sascha aus, als sie sagte, sie würde hingehen, wobei man merkte, daß sie selbst noch nicht wußte, warum sie ginge, aber schon nicht anders konnte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

11) Der Totengräber.

Von Josef Kuederer.

Ein verzweifelter Kampf stand ihm bevor, der Kampf um sein Dasein, denn jetzt war ihm ja schon die Grube gegraben von seinem eigenen Kinde. Breit und offen hatte sie ihn angehäht, er brauchte nur hineinzusteigen. Wollte er nicht, dann mußte er sich wehren, sonst drängten Großvater und Onkel ihn gemeinsam hinunter.

Friedl legte die geballte Faust schwer auf den Tisch. Die Nacht geht herab — was wird der Tag bringen? In ihm regte sich's wieder mit jener spannenden Ungewißheit, die er als junger Soldat am Vorabend einer großen Schlacht jedesmal empfunden hatte, wenn im ganzen Lager die Feuer brannten und der Geistliche sie alle einsegnete zum bevorstehenden Kampfe. Wie es ausging — kein Mensch konnte es sagen, aber das eine nahm sich jeder vor: drein zu hauen und sich seiner Haut zu wehren bis zum letzten Blutstropfen. Und das wollte der Friedl auch heute. So leicht sollte es ihnen nicht werden! Und mußte er wirklich hinunter, dann sollten die anderen mit ihm gehen. Das gelobte er sich feierlich, indem er die scharfgeschliffene Klinge durch den Nagel seines Daumens zog.

Stöckdunkel war es um ihn geworden, und nun trat die Erinnerung an die furchtbaren Mephisten des großen Feldzuges um so lebhafter vor seine Seele. Er besann sich der Spielarten, die er den ganzen, langen Krieg hindurch in seinem Tornister getragen hatte, und diese Aebriken, alten Blätter holte er jetzt aus dem Wandschrank heraus, wo sie Jahre durch unberührt verstaubten.

Dann setzte er sich wieder an den Tisch und zündete die Lampe an. Langsam legte er das ganze Kartenspiel auseinander, genau so wie damals im Feld, wenn er zu lesen versuchte, ob er den morgigen Kampf überstehen sollte oder nicht. Trumpf war ihm regelmäßig in die Hand gespielt worden, und die Karten hatten recht behalten. Jetzt wollte er's wieder einmal mit ihnen versuchen. Wie waren doch gleich die Regeln? Jedes Aß bedeutete Glück, das höchste die Schellfau; König, Jöhner und Unter: Widerwärtigkeiten, Verwundungen, der schwarze Peter aber den Tod. Festig packte der Friedl den trommelnden Gefellen und hielt ihn hinüber zum Herrn Meier.

„Da schau dir'n an, dein' Kollegen," rief er. „Jetzt woll'n wir amal sehn, wer mehr weiß, du oder der!“

Also hurtig gemischt und die schmutzigen Dinger durcheinandergeworfen! Dem Andredl sollte das erste Los gelten, weil er gar so schön Gräber graben konnte, der verheulte, bleichsüchtige Bub. Dann sollte er selbst an die Reihe kommen, und ganz zuletzt die Hauptperson: der Alte. Friedl schlug dreimal auf die Karten nieder und stimmte eine Melodie an, die sie oft im Feldlager gespielt hatten. Eine lampfberreite, fast freudige Stimmung ver setzte ihn mit einem Mal in die damalige Zeit zurück und ließ ihn wieder jenes Abends gedenken, wo er sich die Befangenschaft auf die Stunde vorausgesagt hatte.

Aufgeschlagen! einmal, zweimal, dreimal, viermal — halt! Da ist er ja, der schwarze Peter, grad noch zur rechten Zeit. Schau, schau! der Andredl! Das war doch lächerlich. Sollte der Bub wirklich der erste sein? Wieder besann sich der Friedl. Kurz vor Paris hatte er einmal einem Kameraden auf der Trommel die Karten gelegt, einem lebensfrohen, prächtigen Burschen. Dem war bei der ersten Runde der schwarze Peter zugeflogen und am anderen Morgen hatte ihn richtig eine Kartätschensugel in die

Ausgräben hinabgerissen. Es war also eingetroffen, und Wen weiß, wie es diesmal gehen sollte? Vielleicht schaukelte der Andredl doch zu früh in der Erde herum. Ein böses Lächeln verzerrte Friedls Mund.

Plötzlich riß er die Karten zusammen und blickte nach der Türe. Es hatte schüchtern geklopft.

„Wer is da?“ rief er.

Seine Frau war es.

„Was willst?“ fragte der Friedl, dem die Störung zuwider war.

Sie blickte sich ängstlich um.

„Der Andredl schreit so jämmerlich.“

„Das hör ich.“

„Rein zum fürchten," meinte sie.

„Kann i net helfen," sagte er kurz. „er war frech, drum hab ich'n eingesperrt.“

Offenbar hatte sie etwas auf dem Gewissen, was sie sich nicht zu sagen traute.

„Willst noch was?“ fragte er. „I muß allein bleiben.“

„Magst 'nig s' essen?“

„Gar nig.“

„Also, gut Nacht!“

„Adje! daß Du mir den Buben net rausläßt!“

Sie verneinte und ging leise hinaus.

Nun mißchte der Totengräber für sich selbst. Aber es kam nichts heraus dabei. Nicht warm und nicht kalt war die Prophezeiung. Der schwarze Peter erschien so unbestimmt, daß er nach keiner Seite zählte, und die Trümpe standen auch weit ab vom Ziel. Achselzuckend blickte Friedl die aufgelegten Reihen durch. Es war nichts zu entziffern, beim besten Willen nicht! Sollte das Glück oder Unglück bedeuten? Er wußte es nicht und wollte noch einmal für sich mischen, aber erst später, denn jetzt kam das wichtigste von allen: Der Alte!

kehrte er tot oder lebendig vom Godinger heim? Das mußte der Friedl erfahren, denn das immer lautere Klagegeschrei des eingesperrten Knaben mahnte ihn daran, daß die Zeit da war, wo der Großvater das Kind in der Kneipe erwartete. Also schnell die Karten auf den Tisch!

Auch die Natur sprach ihr Wort zu der bevorstehenden Entscheidung. Es schien, als wollte der Himmel einstürzen, solche Wasserfluten gingen auf Haus und Kirchhof herab. Mit zufriednem Lachen nickte der Totengräber in das furchtbare Unwetter hinaus. Hastig ließ er die Blätter durch die schweißigen Finger gleiten, herausfordernd grinste er zu dem Gerippe hinüber, und mit dem Ellbogen schob er das blanke Messer in die Mitte des Tisches.

„Jetzt komml's drauf an", rief er trotzig.

Noch einmal schleuderte er die Karten durcheinander von oben bis unten, daß die vorüberfliegenden Buben und Könige phantastische Purzelbäume schlugen. Und zu dem närrischen Tanz pfiß er ihnen jene aufregenden Klänge, die ihn so oft ins mörderische Feuer geführt hatten, den schmetternden Abanciersmarsch.

„Paß auf, Meier! Jetzt mach ich ihn Dir abspenstig. Jetzt woll'n wir amal rittern mit anander, da is die erste, die zweite . . .“

Friedl hielt ein. Ein Trumpf, wieder ein Trumpf, noch ein Trumpf kam heraus. Glück, lauter Glück — vom schwarzen Peter keine Spur. Er legte weiter, eine Karte nach der anderen, der Todesbote kam immer noch nicht. War er unter den Tisch gefallen? Friedl leuchtete hinunter, aber umsonst. Ach, er hatte schlecht gemischt, er hatte nicht recht achtgegeben. Das galt nicht, drum wieder von neuem angefangen. Ja, war denn das alles verhext? Ganz das gleiche wie dorthin, womöglich noch besser! Der Friedl stierte erst wie verzaubert auf die schädigen Figuren herab, dann ließ er die Augen ganz ratlos durch das Zimmer gleiten. Was sollte denn das bedeuten? Der Herr Meier schien's ihm sagen zu wollen. Er grinste so spöttisch herüber, daß der Kartenschlager von seinem Platze emporschnellte.

„Willst mi dableckn, Du Lump, Du," schrie er. „Aber wart nur, es hilft Dir alles nig!“

Wütend riß er wieder das Spiel zusammen, wütend hieb er Blatt für Blatt auf den Tisch. Jedes stierte er an in grimmiger Erwartung, jedes warf er enttäuscht beiseite. Erst ganz zuletzt kam der schwarze Peter. Also viel zu spät — alles noch weit ab vom Tod, noch zehn, noch zwanzig . . .

„Noch hundert Jahr!" lachte der Totengräber. Wie besessen mischte er noch einmal, und als die ersuchte Karte wieder nicht kommen wollte, suchte er danach und zerrte sie mit bebenden Fingern aus den anderen hervor.

„Da g'hörst her!" schrie er und schlug sie in die vorderste Reihe, als wollte er ein Loch in den Tisch hauen.

Dann machte er eine ohnmächtige Geberde gegen das Totengerippe.

„O, o, ol Du krummbeiniger Hund da drüben! Aber siehst Du's, es hilft Dir nig. Da . . . da . . . da hab ich ihn vorg'setzt, den schwarzen Peter, und da bleibt er liegen. So gilt's und net anders.“

Einen Augenblick glaubte er wirklich dem Herrn Meier das Spiel abgetrumpft zu haben. Aber gleich darauf rannte er wieder unruhig auf und nieder. Wenn die Karten doch nicht lügen, wenn der Alte sich trotz Viehbach und Wetter noch einmal durchschlüge und plötzlich Einlaß begehrte, betrunken wie immer? Oder, wenn

Er hieselbst das ganze Dorf aus dem Schlafe weckte, und sich von allen Bauern vom Siezbach heraufbegleiten ließe durch die furchtbare Nacht zu seinem Sohne, auf den er mit den Fingern deutete:

(Fortsetzung folgt.)

Paul Heyse.

Mit Festen und Guldigungsworten wird am 16. März der 80. Geburtstag eines Dichters begangen, den das Schicksal mit vielen Gnaden beschenkte. Ein Talent wurde ihm in die Wiege gelegt, es führte ihn nicht in Stürme, in Zwiespalt und Ringen; es wurde ihm zum holden Spiel. Die Götter gaben ihm auch den kampflosen Erfolg dieses Talentes. Am blauen Gardasee, von italienischen Lüften sanft umweht, verschloß er sich vor dem Winter und dem Weh der Welt, träumte ein segnetes Leben lang den Traum des Glücks. Doch nein, braucht der das Glück zu träumen, der das Glück lebt? In unveränderlicher Huld lächelte Frau Fortuna Paul Heyse, der auf der Menschheit Höhen wandelte, im abgeschlossenen Frieden seines Aristokratentums, der Schönheit und Harmonie liebende Gesellschafts- und unbeirrte Zufriedenheitsdichter wird von den schwärmerischen Formanbetern der Erbe Goethes genannt. Seinem beglückten Dasein verdankt er wohl vor allem diese Benennung. Wie Goethe fand auch sein Epigone in frühen Jahren die Gunst eines Fürsten. Von Königs Gnaden wurde der junge norddeutsche Künstler, dessen Geburtshaus in Berlin stand, ein gefeierter Poet, ein Sorgenfreier und — ein Süddeutscher. König Maximilian II. von Bayern betief den mit einem apollinischen Lodenhaup gekrönten Berliner Gelehrtensohn mit der göttlichen Blutmischung — seiner Mutter Vater pflegte der Hofmarschall, wenn er eine Bestellung an ihn hatte, wie Heyse selbst in seinen Jugenderinnerungen erzählt, noch mit „Lieber Jude“ anzureden — mit einem Jahresgehalt von 1000 Gulden an seinen Rusenhof. Unter keiner weiteren Verpflichtung, als an den Symposien des königlichen Dichtersfreundes teilzunehmen. Da wurde Minnen, die immer gaistfreie Stadt der Künste und der Künstler, des berufenen und auserwählten Götterliebings oder sage ich besser Frauenliebings? zweite Heimat und mit monarchischer Hoheit sitzt er seit diesen genußfreundigen Tagen des „Münchener Dichterkreises“ auf seinem Künstlerthron. Vor dem eingekleidigten Reich seiner Feiertagskunst halten die Konvention und das schöne Ebenmaß Wache, daß Häßliches, Alltagslärm, Kampf der Zeit und der soziale Schrei der Glückerer nicht störend hineindringt.

Wies man in Heyses Jugenderinnerungen die Worte über König Max' literarische Zafelrunde: „Darin zeigten wir uns nicht nur als Idealisten, sondern als Ideologen im Sinne Napoleons, der die Deutschen im großen und ganzen so zu nennen pflegte, daß es uns völlig an Geschick und Neigung fehlte, in die Zeit hineinzuhorchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannigfachen Bedürfnisse, sozialen Nöte, geistigen Bestemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten...“, so hat man die treffendste Spiegelung des Heyse'schen Kunstschaffens. Er lebte mit Schönheit, Maß und Ziel in der apollinischen Welt des schönen Scheins; Leben und Genießen verschmolz ihm in eins. Er ging mit schönem Faltenwurf in den hesperischen Gärten spazieren, schäkerte mit Eros, spielte mit romantischen Leidenschaft und wo Menschenheitsfragen, Zeitprobleme, soziale Konflikte zum Kampf aufriefen — stillisierte er. Das Wort Hillebrands, das dieser einst im guten Sinne auf Goethe münzte: „Er steht da als ein Protest gegen die von der Nation eingeschlagene Richtung“, dürfte für Heyse im schlimmen Sinne gelten. Bei oberflächlicher Betrachtung könnten zwar seine beiden großen Romane „Im Paradiese“ (aus der Münchener Künstlerwelt), in dem er mit ein bißchen ephischer Steherei die Rebellion des Fleisches gegen die Moral mundgerecht serbiert, und: „Kinder der Welt“, in dem er naturwissenschaftliche Weltanschauung mit Dogmenstarre elegant konfrontiert, als Kampfbücher erscheinen. Doch steigt am Ende stets die Ordnung über die Leidenschaft und in blendender Glätte präsentiert sich das Künstliche. Man sieht eine Malerpalette voll äppiger Farben, nicht die Flammenschrift des Herzblutes, hört einen in die enge Sphäre der Formschwelgerei gebannten Vesiheten. Und das Vernichtungswort: romantischer Reaktionär wurde von der revolutionären Generation der achtziger und neunziger Jahre auf Paul Heyse und seine vornehme Abseitigkeit geprägt. Voraus der also vom Naturalismus aufgestachelte Dichter mit seinem Schmahroman „Merlin“ antwortete, in dem er seinen instinktiven Haß gegen das Häßliche laut in die Welt hinaudrief. Kinder der jüngsten Entwicklung, die wieder an eine von Absicht, Zweck und Zwang gereinigte Kunst glauben, an die Kunst als Schönheit, als Form und Klang, als Entführerin in das Reich der Ideale, fangen an, dem Poeten gerechter zu werden. Zwar identifiziert sich Heyse's Abneigung gegen das Gemeine mit der Abneigung gegen das Allgemeine. Die Menschheit als ringende, kämpfende Masse wird also von Heyse's Kunst nichts erhalten. Aber die artistischen Genieher werden sich auf die Geschmeidigkeit seiner Lyrik, die plastische Malerei seiner Vers- und Profanovellen bestimmen und nach diesen Keinen Zuweilen wieder greifen und sich in einer Zeit, da so viele Dichterlinge es wagen, auf eigene Hand Karren zu sein, des harmonischen Bildners freuen. Und wenn die sichtende Zeit in Heyse an Italiens Sonne gereifter, von südlicher Lust umschmeichelter olympischer Kunst das

Gefühle vom Dekorativen, die schwüle Erhöhung von echter Kunst, die löstliche Reife seiner Formbeherrschung von lähler Klassizitätsspielerlei geschieden haben wird, wird ein kleiner Schatz des Dichterischen übrig bleiben, für den ihm nicht nur die Gesellschaft und die Weibseelen Dank schulden.

Kleines feuilleton.

Aus den Tagen des Lindenflubs. Die gloriosen Streiche der Berliner Schußmannschaft, die sich, bis an die Zähne bewaffnet, friedlichen Spaziergängern entgegenwirft, ohne freilich mehr als Spott und Gelächter damit zu erreichen, erinnert an die höhngewürzten Schlappen, die sich die Bürgerwehr unter dem berühmten Major Rümpler in den 48er Märztagen holte. Besonders ein ehemaliger Kaufmann namens Müller scheuchte sie durch seine Unternehmungen unbequem häufig aus ihrer beschaulichen Ruhe auf. Die Straße Unter den Linden war gewöhnlich der Schauplatz seiner Tätigkeit, weshalb man ihn „Lindenmüller“ nannte. Er war das Oberhaupt des „Lindenflubs“, der aus einer größeren Anzahl verwegener Gesellen bestand, die auf seinen Wink alles ausführten, was Lindenmüller gut fand. Die Bürgerwehr, die an Stelle des besiegten und abgezogenen Militärs für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung zu sorgen hatte, war meistens erst dann zur Stelle, wenn Lindenmüller und seine Schar nach gelungenem Feldzug sich längst wieder anderwärts betätigte. Reichte Lindenmüllers Lindenklub nicht zu einer geplanten Unternehmung aus, so wurde ein Abgesandter an die „Rehberger“ gesandt, die alsbald zur Verstärkung herbeieilten. Die „Rehberger“ waren beschäftigungslose Leute aus den verschiedensten Ständen, die der Magistrat von Berlin in den hinter dem Bedding gelegenen Rehbergen, auf deren Flugsanddünen der neue Schillerpark jetzt angepflanzt werden soll, mit Sandfarren beschäftigte. Das geschah mehr um der allgemeinen Not zu steuern, und unruhige Elemente vom Innern der Stadt fernzuhalten, als zu irgend einem wirklich planvollen Zweck. Von diesen „Rehbergern“ erhielt Lindenmüller Zuzug, wenn er ihnen Vorschlag sandte; sie sahen in ihm ihren Schutzgeist und Anführer. Seine Reden an das Volk hielt Lindenmüller mit Vorliebe Unter den Linden, oder von der großen Freitreppe des Schauspielhauses herab, in dem die Nationalversammlung tagte. Anlaß zu seinen Reden boten ihm die neuen Gesetzesbestimmungen der Nationalversammlung, wenn sie nach seiner Meinung den Interessen des Volkes zuwiderliefen. Sogleich mußte dann sein Adjutant, ein Riese von Gestalt, die Rehberger mit dem Rufe herbeibringen: „Rehberger! Vorwärts! Hin nach Berlin! Die Freiheit ist in Gefahr!“ Die Rehberger folgten unberzüglich, und Major Rümpler ließ seine Bürgerwehr mit Generalmarsch alarmieren, wenn Lindenmüllers Verstärkung anrückte.

Eines Tages verkündete Lindenmüller seinen zahlreich herbeigeströmten Anhängern von der Freitreppe des Schauspielhauses herab, daß die Volksverräter, die Nationalversammlung, ein stark reaktionäres Bürgerwehrgesetz erlassen hätten, das zum Ekel und Scheiterhaufen verdammt werden müsse. Der Vorschlag fand allgemeine Billigung, und man zog in hellen Haufen nach dem Schönhofen Tor, wo der Ackerbürger Griebenow eine Herde Esel zum Efelreiten für die Jugend hielt. Griebenow mußte einen seiner Efel herleihen, dem man mit einer schwarzrotgelben Atlaschleife ein gedrucktes Exemplar des bewußten Gesetzes unter den Schwanz band. So zog man mit dem Efel vor das Schauspielhaus, nahm dem Efel seinen Gesekentwurf ab, und verbrannte ihn feierlich. Die Bürgerwehr sah von „Scheibles Bierhaus“ am Gendarmenmarkt der Untat fluchend oder lachend, je nach dem Temperament des einzelnen, zu, wagte aber nicht einzuschreiten. Am Tage nach diesem Autodafé erschien einer der fast täglich ausgegebenen Flugblätter von August Buddelmeier mit 'nen großen Vari' in Gestalt eines Plakates, auf dem der mit dem Gesekentwurf geschmälte Efel abgebildet war. Darunter standen die Worte: „Herjott, die arme Bürgerwehr! Du hat se keen Jesek nich mehr. Een Efel hat et fortjetragen, wat werden nu die ander n sagen?“

Nicht nur in Volksreden und Kontrolle der neuen Gesetzesentwürfe gab Lindenmüller seine freiheitliche Gesinnung kund. Er kommandierte seinen Lindenklub auch gern zu allerlei Streichen, die entfernt nach Sachbeschädigung schmeckten. Einer der troigsten davon hatte endlich üble Folgen für ihn. Das bisher offene Schloßportal war mit neuem Eisengitter versehen worden, um nötigenfalls dem Publikum das Eindringen ins Innere des Schloßhofes zu verwehren. Diese Eisengitter ließ Lindenmüller einfach von seinem Klub ausheben, und von der nahen Kurfürstenbrücke aus in die Spree werfen. „Der Freiheit soll man nich 'n Weg verammeln!“ rief er mutig, und ging dann in aller Gemütsruhe zu Scheible am Gendarmenmarkt frühstücken. Dieser Streich schien einer hohen Obrigkeit doch zu toll, und man setzte Lindenmüller daraufhin als Untersuchungsgefangenen in der Stadtvogtei am Hausvogteiplatz fest.

Der 18. März 1849 sah ihn noch in seiner Zelle in der Stadtvogtei, wo er zu Ehren des großen Gedentages auf eine sinnreiche Art illuminiert hatte. Als Leuchter dienten ausgehöhlte rohe Kartoffeln, in die ein Licht gesteckt war. Hüßlich dicht nebeneinander

stellte er sie vor sein eisenergittertes Fenster, das nach dem Hof hinausging, und setzte sie nach Dunkelwerden in Brand. Als seine Mitgefängenen dies Freudenfeuer erblickten, rief es aus allen Zellen des Gefängnisses: „Hurra! Lindenmüller! Es lebe der 18. März!“ Während eilte der Direktor der Anstalt, Herr v. Noth, in Lindenmüllers Gewahrsam, und fand ihn gemächlich bei Punsch und Pfannkuchen, die ihm seine Frau geschickt hatte. Auf die gornige Frage des Direktors, was er da wieder für Unfug anstifte, antwortete Lindenmüller seelenruhig: „Na, uff 'n ersten Geburtsstag von de Revolution da mußt id doch 'n bißchen illuminiieren!“ Aber der Beamte nahm keine Rücksicht auf seine Gesinnungstreue. Er zwang Lindenmüller zur schleunigen Entfernung der Kartoffel-Leuchter, und schickte ihn überdies noch „in die finstere Nummer“. „Det schad't nischt“, erklärte Lindenmüller gemächlich, „et is ja doch man allens for de Freiheit.“ Als ihm aber bald darauf die Sache zu brenzlig wurde, denn man hatte ihn wegen der Beseitigung der Schloßgitter zu einem halben Jahr Gefängnis verurteilt, da entzog er sich der preussischen Gerechtigkeit durch die Flucht, und wandte sich nach Amerika, wo er in New York als Gastwirt seine Tage beschloß.

Kunst.

Ausstellungen. In die entlegenen Gebiete der orientalischen Buchkunst führt eine Ausstellung im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums. Sie vereinigt vier große Berliner Privatsammlungen, die sie auf diese Weise einem größeren Publikum zugänglich macht und damit zugleich Zeugnis ablegt von der immer wachsenden Bedeutung Berlins für das Sammlerwesen. Die Sammlung Oppenheim, die Sammlung Zander, die Sammlung Sarre, die Sammlung Schulz, sie geben jede für sich einen Ueberblick über ein Sondergebiet islamischer Buchkunst und ergänzen sich gegenseitig, so daß, da noch das Museum für Völkerkunde, die königliche Bibliothek, das Kaiser-Friedrich-Museum, die Bibliothek und die Sammlung des Kunstgewerbemuseums und die Kunsthandlung Glent die Bestände ergänzen, ein ziemlich vollständiges Bild dieser fernen Kunstübung gegeben ist.

Und diese Kunst ist uns nicht fremd. Diese Handschriften und Einzelblätter, diese Bücher, Zeichnungen, Miniaturen, Buchillustrationen, Ornamente und Bildnisse, diese geschriebenen Seiten und Einbände, letztere mit dem reichen Goldschmuck der Linien zeigen uns jene ganz aus dem schönen Material und seiner Behandlung kommende, dekorative Erscheinung, für die wir jetzt mehr als je Sinn haben.

Im Kunstgewerbemuseum sind dekorative Stickerien, die Arbeiten der Frau Florence Jessie Hösel ausgestellt. Sie stellen in ihrem Umfang in ihrer Reichhaltigkeit eine respektable Leistung dar, zumal man annehmen muß, daß jedes Stück von der Künstlerin eigenhändig ausgeführt ist. Es ist nun reizvoll zu sehen, wie hier eine eigenartige Phantasie walitet. Diesen Materialerschöpfungen haftet etwas ganz Persönliches an. Der Stoff, die schillernden Seidenfäden, gewinnen lebendigen Ausdruck und fließen leise und weich zusammen zu einer heimlichen Lyrik der Form.

Jessie Hösel kommt von den Japanern her. Sie liebt es, den einfachen Naturauschnitt zu geben, dem sie eine besondere Grazie zu verleihen weiß, eine Feinheit und Leichtigkeit der Erscheinung, wie sie das Material bedingt. Die verborgene Seele dieses Materials holt sie heraus. Sie stellt eine Wirke auf eine Frühlingswiese hin und es ist mehr als ein Nachbilden, es ist eine Schönheit, die den Duft der Dinge zu geben weiß. Sie komponiert in ganz freier Weise große Wandbehänge mit schwebenden Blütenblättern, Schmetterlingen und Pfauen und Vögeln, alles schillert und ist doch nicht grell; es ist eine Phantasie darin, die lebendig alles durchglüht. Sie stellt in kleinen Vierecken aparte Schöpfungen zusammen in leichter Stilkierung, Vögel auf einfachem Grund, Blumen, die sich noch zu ranken scheinen und man denkt an farbenschöne Kacheln, die die Wand schmücken. Aber sie gibt auch in Aufsätzen kräftigere Stilkierung, bewußte Raumverteilung in ausgesprochen textiler Manier, wobei man in der spariamen, aber betonten Verwendung der Farbe, dem sichereren Mitsprechen des Grundstoffs (beides eint sich zu einem geschlossenen Eindruck von dekorativer Wirkung) wohlthuend den Einfluß der modernen, dekorativen Schulung spürt.

Man mag sagen, daß die moderne, dekorative Anschauung eine energisichere Formung verlangt, daß manchmal die Farben zu bunt in ihrer Fülle sind und daß den Schöpfungen im ganzen noch etwas von jenem (wenn auch reifen) Dilettantismus anhaftet, der sich an sich selbst verliert, statt zu einem Stil zu streben. Dennoch sind das schließlich hier nur Nebenmomente, da die persönliche Note so stark ist, daß man die Regel gern vergißt. Naturgefühl und Technik gehen überrauschend zusammen und man spürt in dem Vorwalten eines durchaus weiblichen Temperaments jenes Zwingende der Erscheinung, das nur den künstlerischen Schöpfungen eigen ist.

Im Hause des Hotels Adlon am Pariser Platz hat Hermann Muthesius für den Kunsthändler A. de Wurlet einen kleinen Verkaufsraum für graphische Kunst eingerichtet.

Solche Aufgaben bieten dem Raumkünstler von vornherein bestimmte Anhaltspunkte durch Zweck und Bestimmung, die zu berücksichtigenden sind. Gerade bei solchen verhältnismäßig kleinen Aufgaben zeigt sich die Fähigkeit architektonischer Zweckgestaltung. Muthesius hat dem Raum eine außerordentlich vornehme und doch ganz sachliche Haltung zu geben verstanden. Die helle, lichte Farbe des Holzes, das

die Wände verkleidet, die in weichen Feldern kassettierte Decke, die durch spiralenartige Ornamente in hellem Rot eine festlichere Farbigeit erhalten, dem ein unifarbener Teppich in dezenter Färbung entspricht, das alles eint sich zu einem ebenso behaglichen, wie eigenartigen Raumeindruck und schafft so der Graphik alter und neuer Zeit ein Milieu, das ebenso einem geschmackvollen Verkaufsraum, wie dem Salon eines für seine Objekte begeisterten Sammlers entspricht.

Im Kleinen ist dies eine Leistung voll Geschmack und Sachlichkeit, einheitlich im Ganzen und belebt in den Teilen, persönlich und doch ohne jede Extravaganz, die bei diesen Aufgaben von Uebel wäre. Etwas Färlisches, Anheimelnd-Feines, eine Note differenzierter Kultur, die dem Sachlichkeitsstil Schönheit und Wärme gibt, ist diesem Raum, der von den Schattkältern seine Seltenheiten birgt, eigen. Die starkfarbigen, dekorativen Bezüge der Sessel betonen dieses Hinströben zum Schmuckvollen, zur Augenfreude noch besonders.

Geographisches.

Die neue Polarreise der „Fram“ und der Erdmagnetismus. In diesem Sommer wird bekanntlich das berühmte Nansen'sche Polarischiff, die „Fram“, wieder Norwegen verlassen, um einen neuen Vorstoß ins Nordpolgebiet zu machen. Der Leiter dieser Expedition, Kapitän Roal Amundsen, der seinen Namen durch die Erschließung der nordwestlichen Durchfahrt und durch den Besuch des magnetischen Nordpols der Erde unauslöschlich in die Geschichtsbücher der Erdkunde eingeschrieben hat, wird auch auf der neuen Reise neben hydrographischen und klimatischen Verhältnissen hauptsächlich erdmagnetische Fragen studieren. Zu diesem Zweck hat er den sehr verstandigen Weg beschritten, sich mit dem Carnegie-Institut in Verbindung zu setzen, weil dies gegenwärtig einen besonderen Ausschuh für Erdmagnetismus besitzt und durch ihn erdmagnetische Studien eingeleitet hat, wie sie in ähnlichem Umfange niemals zuvor ausgeführt worden sind. Amundsen erhält die wertvolle Unterstützung des Carnegie-Instituts und wirkt dafür zur Vervollständigung des Planes einer umfassenden magnetischen Erforschung der Erde mit. Die „Fram“ wird sich infolgedessen um die Südspitze von Amerika herum nach San Francisco begeben und unterwegs namentlich in den südlichen Teilen des Atlantischen und Stillen Ozeans magnetische Beobachtungen ausführen. Die Ankunft in San Francisco ist demgemäß erst auf den Sommer des nächsten Jahres ins Auge gefaßt worden. Dort wird die volle Ausrüstung für die Polarreise aufgenommen, und dann erfolgt die Abfahrt nach dem eigentlichen Ziel, und zwar durch das Beringmeer in das Polarmeer, wo man das Schiff der Eisstrit überlassen wird, wie es bekanntlich auch Nansen auf der ersten Reise der „Fram“ getan hatte, aber an einer ganz anderen Stelle des Eismeers. Es wird erwartet, daß vielleicht vier Jahre vergehen können, ehe die „Fram“ aus der Welt des ewigen Eises wieder auftaucht. Nach den Berechnungen von Amundsen mühte sie entweder über den Nordpol selbst oder doch in dessen unmittelbarer Nähe vorüber treiben.

Geologisches.

Die schwankende Erde. Mit dem „Fest wie der Erde Grund“ darf der Mensch es auch nicht allzu genau nehmen. Ganz abgesehen von den plötzlich eintretenden und mehr oder weniger verheerend wirkenden Erdbeben befindet sich die Erdkruste wahrscheinlich überall in Bewegung, ohne daß ihre Bewohner etwas davon merken. Erst die plannmäßigen und feinen Messungen der neuesten Wissenschaft haben zu diesem Verdacht und dann zu seiner Bestätigung geführt. Der Nachweis ist freilich überaus schwierig. Am besten läßt er sich noch von der Beobachtung des Wasserstandes an großen Binnenseen erwarten, und solche sind in der Tat seit längerer Zeit in zwei weit von einander entfernten Erdgebieten ausgeführt worden, nämlich in Nordamerika und in Innerafrika. In Afrika handelt es sich, wie es sich fast von selbst versteht, um den großen Viktoriasee, an dessen Ufern englischer und deutscher Besitz ungefähr gleichen Anteil haben. Auf der englischen Seite sind seit einer Reihe von Jahren Wasserstandsmessungen ausgeführt und jetzt von Kapitän Lyons in seinem großen Wert über das Nilbecken veröffentlicht worden. Die Messungen geschähen ständig an drei Stellen des nördlichen und nordöstlichen Ufers und haben merkwürdige Schwankungen des Bodens erwiesen. Bei Entebbe z. B., der Hauptstadt von Uganda, zeigte die Küste in den Jahren 1898 und 1899 ein deutliches Sinken, dann einige Monate lang eine schwache Hebung, dann ein erneutes Sinken. Diese Bewegungen der Küste schienen einen ziemlich beschränkten Umfang zu haben und in das Land weiter östlich nicht einzudringen. Ähnliche Schwankungen waren an den anderen Stellen des Gestades zu beobachten. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß große Massen der Erdkruste in einer Länge von vielen Kilometern sich langsam auf- und abbewegen, was durch das Vorhandensein großer Bruchlinien, die den See durchschneiden, befördert wird. Auch an den großen nordamerikanischen Seen sind ähnliche Wahrnehmungen gemacht worden, aber die Erdbewegungen in Afrika scheinen schneller vor sich zu gehen und sind auch durch den Wechsel des Auf und Ab besonders auffallend.